

# 1800

22.04.1724	Immanuel Kant (76)	12.02.1804
22.01.1729 - 15.02.1781	Gotthold Ephraim Lessing	seit 19 Jahren tot
05.09.1733	Christoph Martin Wieland (67)	20.01.1813
25.08.1744	Johann Gottfried Herder (56)	18.12.1803
28.08.1749	Johann Wolfgang Goethe (51)	22.03.1832
03.09.1757	<i>Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach (43)</i>	14.06.1828
10.11.1759	Friedrich Schiller (41)	09.05.1805
19.05.1762	Johann Gottlieb Fichte (38)	29.01.1814
02.09.1762	Caroline Schelling (38)	07.09.1809
05.08.(08.08.)1767	August Wilhelm Schlegel (33)	12.05.1845
20.03.1770	Friedrich Hölderlin (30)	07.06.1843
27.08.1770	Georg Wilhelm Friedrich Hegel (30)	14.11.1831
10.03.1772	Karl Wilhelm Friedrich Schlegel (28)	12.01.1829
02.05.1772	Novalis (28)	25.03.1801
31.05.1773	Johann Ludwig Tieck (27)	28.04.1853
13.07.1772 – 13.02.1798	Wilhelm Heinrich Wackenroder	seit 2 Jahren tot
27.01.1775	Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (25)	20.08.1854
18.10.1777	Heinrich von Kleist (23)	21.11.1811
31.03.(oder 01.04.) 1732	<i>Franz Joseph Haydn (68)</i>	31.03.1809
27.01.1756 – 05.12.1791	<i>Wolfgang Amadeus Mozart</i>	seit 9 Jahren tot
17.12.1770	<i>Ludwig van Beethoven (30)</i>	26.03.1827

## Johann Wolfgang Goethe «Prometheus»

### **Prometheus**

Bedecke deinen Himmel, Zeus,  
Mit Wolkendunst,  
Und übe, dem Knaben gleich,  
Der Disteln köpft,  
An Eichen dich und Bergeshöhn;  
Mußt mir meine Erde  
Doch lassen stehn,  
Und meine Hütte,  
Die du nicht gebaut,  
Und meinen Herd,  
Um dessen Glut  
Du mich beneidest.  
[...]

Dass mit der letzten Strophe kulminiert:

Hier sitz ich, forme Menschen  
Nach meinem Bilde,  
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,  
Zu leiden, zu weinen,  
Zu genießen und zu freuen sich,  
Und dein nicht zu achten,  
Wie ich!

## Johann Wolfgang Goethe «Das Göttliche»

### DAS GÖTTLICHE

Edel sei der Mensch,  
Hilfreich und gut!  
Denn das allein  
Unterscheidet ihn  
Von allen Wesen,  
Die wir kennen.

Heil den unbekanntem  
Höhem Wesen,  
Die wir ahnen!  
Ihnen gleiche der Mensch!  
Sein Beispiel lehr uns  
Jene glauben.

Denn unführend  
Ist die Natur:  
Es leuchtet die Sonne  
Über Bös und Gute,  
Und dem Verbrecher  
Glänzen wie dem Besten  
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,  
Donner und Hagel  
Rauschen ihren Weg  
Und ergreifen  
Vorüber eilend  
Einen um den andern.

Auch so das Glück  
Tappt unter die Menge,  
Faßt bald des Knaben  
Lockige Unschuld,  
Bald auch den kahlen  
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,  
Großen Gesetzen  
Müssen wir alle  
Unsrerer Daseins  
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch  
Vermag das Unmögliche:  
Er unterscheidet,  
Wählet und richtet;  
Er kann dem Augenblick  
Dauer verleihen.

Er allein darf  
Den Guten lohnen,  
Den Bösen strafen,  
Heilen und retten,  
Alles Irrende, Schweifende  
Nützlich verbinden.

Und wir verehren  
Die Unsterblichen,  
Als wären sie Menschen,  
Täten im großen,  
Was der Beste im kleinen  
Tut oder möchte.

Der edle Mensch  
Sei hilfreich und gut!  
Unermüdet schaff er  
Das Nützliche, Rechte,  
Sei uns ein Vorbild  
Jener geahneten Wesen!

*(wohl Ende 1783 entstanden)*

Johann Wolfgang Goethe «An Schwager Kronos»

AN SCHWAGER KRONOS

In der Postchaise den 10.Oktober 1774

Spude dich, Kronos!  
Fort den rasselnden Trott!  
Bergab gleitet der Weg;  
Ekles Schwindeln zögert  
Mir vor die Stirne dein Haudern.  
Frisch den holpernden  
Stock, Wurzeln, Steine den Trott  
Rasch ins Leben hinein!

[...]

Und die letzte Strophe lautet in dieser Erstfassung:

Töne, Schwager, dein Horn,  
Raßle den schallenden Trab,  
Daß der Orkus vernehme: ein Fürst kommt,  
Drunten von ihren Sitzen  
Sich die Gewaltigen lüften.

*Daraus wird 1789:*

AN SCHWAGER KRONOS

Spude dich, Kronos!  
Fort den rasselnden Trott!  
Bergab gleitet der Weg;  
Ekles Schwindeln zögert  
Mir vor die Stirne dein Zaudern.  
Frisch, holpert es gleich,  
Über Stock und Steine den Trott  
Rasch ins Leben hinein!

[...]

Töne, Schwager, ins Horn,  
Raßle den schallenden Trab,  
Daß der Orkus vernehme: wir kommen,  
Daß gleich an der Türe  
Der Wirt uns freundlich empfangen.

Johann Wolfgang Goethe «Iphigenie» (Beginn)

IPHIGENIE.

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel  
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,  
Wie in der Göttin stilles Heiligtum  
Tret' ich noch jetzt mit schauerndem Gefühl,  
Als wenn ich sie zum erstenmal beträte,  
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.  
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen  
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;  
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.  
Denn ach! mich trennt das Meer von den Geliebten,  
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,  
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;  
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle  
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.  
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern  
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram  
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg,  
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken  
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne  
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo  
Sich Mitgeborne spielend fest und fester  
Mit sanften Banden aneinander knüpften.  
Ich rechte mit den Göttern nicht, allein  
Der Frauen Zustand ist beklagenswert.  
Zu Haus und in dem Kriege herrscht der Mann,  
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.  
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg!  
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.  
Wie enggebunden ist des Weibes Glück!  
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,  
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar  
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!

## Johann Wolfgang Goethe «Iphigenie» (Schluss)

IPHIGENIE.

Denk' an dein Wort und laß durch diese Rede  
Aus einem graden treuen Munde dich  
Bewegen! Sieh uns an! du hast nicht oft  
Zu solcher edeln Tat Gelegenheit.  
Versagen kannst du's nicht; gewähr' es bald.

THOAS.

So geht!

IPHIGENIE.

Nicht so, mein König! Ohne Segen,  
In Widerwillen, scheid' ich nicht von dir.  
Verbann' uns nicht! Ein freundlich Gastrecht walte  
Von dir zu uns: so sind wir nicht auf ewig  
Getrennt und abgeschieden. Wert und teuer,  
Wie mir mein Vater war, so bist du's mir,  
Und dieser Eindruck bleibt in meiner Seele.  
Bringt der Geringste deines Volkes je  
Den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück,  
Den ich an euch gewohnt zu hören bin,  
Und seh' ich an dem Ärmsten eure Tracht:  
Empfangen will ich ihn wie einen Gott,  
Ich will ihm selbst ein Lager zubereiten,  
Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden  
Und nur nach dir und deinem Schicksal fragen.  
O geben dir die Götter deiner Taten  
Und deiner Milde wohlverdienten Lohn!  
Leb' wohl! O wende dich zu uns und gib  
Ein holdes Wort des Abschieds mir zurück!  
Dann schwellt der Wind die Segel sanfter an,  
Und Tränen fließen lindernd vom Auge  
Des Scheidenden. Leb' wohl! und reiche mir  
Zum Pfand der alten Freundschaft deine Rechte.

THOAS.

Lebt wohl!

## Johann Wolfgang Goethe «Römische Elegie»

I

Saget, Steine, mir an, o sprecht, ihr hohen Paläste!  
Straßen, redet ein Wort! Genius, regst du dich nicht?  
Ja, es ist alles beseelt in deinen heiligen Mauern,  
Ewige Roma; nur mir schweiget noch alles so still.  
O wer flüstert mir zu, an welchem Fenster erblick ich  
Einst das holde Geschöpf, das mich versengend erquickt?  
Ahn ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer  
Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köstliche Zeit?  
Noch betracht ich Kirch und Palast, Ruinen und Säulen,  
Wie ein bedächtiger Mann schicklich die Reise benutzt.  
Doch bald ist es vorbei: dann wird ein einziger Tempel  
Amors Tempel nur sein, der den Geweihten empfängt.  
Eine Welt zwar bist du, o Rom; doch ohne die Liebe  
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

Friedrich Schiller «Don Carlos», III.Aufzug, 10.Auftitt

König.      Wer hat Euch dessen so  
Gewiß gemacht?

Marquis (*mit Feuer*).    Ja, beim Allmächtigen!  
Ja – ja – ich wiederhol' es. Geben Sie,  
Was Sie uns nahmen, wieder! Lassen Sie  
Großmüthig, wie der Starke, Menschenglück  
Aus Ihrem Füllhorn strömen – Geister reifen  
In Ihrem Weltgebäude! Geben Sie,  
Was Sie uns nahmen, wieder. Werden Sie  
Von Millionen Königen ein König.

*(Er nähert sich ihm kühn, und indem er feste und feurige Blicke auf ihn richtet.)*

O, könnte die Beredsamkeit von allen  
Den Tausenden, die dieser großen Stunde  
Theilhaftig sind, auf meinen Lippen schweben,  
Den Strahl, den ich in diesen Augen merke,  
Zur Flamme zu erheben! Geben Sie  
Die unnatürliche Vergöttrung auf,  
Die uns vernichtet! Werden Sie uns Muster  
Des Ewigen und Wahren! Niemals – niemals  
Besaß ein Sterblicher so viel, so göttlich  
Es zu gebrauchen. Alle Könige  
Europens huldigen dem spanischen Namen.  
Gehn Sie Europens Königen voran.  
Ein Federzug von dieser Hand, und neu  
Erschaffen wird die Erde. Geben Sie  
Gedankenfreiheit. – *(Sich ihm zu Füßen werfend.)*



## Friedrich Schiller «Das verschleierte Bild zu Sais»

DAS VERSCHLEIERTE BILD ZU SAIS.

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst  
Nach Sais in Ägypten trieb, der Priester  
Geheime Weisheit zu erlernen, hatte  
Schon manchen Grad mit schnellem Geist durchweilt;  
Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,  
Und kaum besänftigte der Hierophant  
Den ungeduldig Strebenden. »Was hab' ich,  
Wenn ich nicht Alles habe?« sprach der Jüngling;  
»Gibt's etwa hier ein Weniger und Mehr?  
Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,  
Nur eine Summe, die man größer, kleiner  
Besitzen kann und immer doch besitzt?  
Ist sie nicht eine einz'ge, ungetheilte?  
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,  
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,  
Und Alles, was dir bleibt, ist nichts, so lang  
Das schöne All der Töne fehlt und Farben.«

Indem sie einst so sprachen, standen sie  
In einer einsamen Rotonde still,  
Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße  
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert  
Blickt er den Führer an und spricht: »Was ist's,  
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?« –  
»Die Wahrheit,« ist die Antwort – »Wie?« ruft Jener,  
»Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese  
Gerade ist es, die man mir verhüllt?«

»Das mache mit der Gottheit aus,« versetzt  
Der Hierophant. »Kein Sterblicher, sagt sie,  
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.  
Und wer mit ungeweihter, schuld'ger Hand  
Den heiligen, verbotnen früher hebt,  
Der, spricht die Gottheit« – »Nun?« – »Der sieht die  
Wahrheit.«

*Der Jüngling geht nach Hause. Findet keinen Schlaf. Ist hin- und hergerissen. Schliesslich geht er zum Tempel,  
überwindet die Mauer, steht vor jenem Bildnis und reisst den Schleier weg.*

»Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf!«  
Er ruft's mit lauter Stimm': »Ich will sie schauen.«

Schauen!

Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.

Er spricht's und hat den Schleier aufgedeckt.  
»Nun,« fragt ihr, »und was zeigt sich ihm hier?«  
Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,  
So fanden ihn am andern Tag die Priester  
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.  
Was er allda gesehen und erfahren,  
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig  
War seines Lebens Heiterkeit dahin,  
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.  
»Weh Dem,« dies war sein warnungsvolles Wort,  
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,  
»Weh Dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld:  
»Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein.«

## Friedrich Schiller «Die Götter Griechenlandes»

### Die Götter Griechenlandes

Da ihr noch die schöne Welt regieret,  
An der Freude leichtem Gängelband  
Selige Geschlechter noch geführt,  
Schöne Wesen aus dem Fabelland!  
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,  
Wie ganz anders, anders war es da!  
Da man deine Tempel noch bekränzte,  
Venus Amathusia!

Da der Dichtung zauberische Hülle  
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand –  
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,  
Und was nie empfinden wird, empfand.  
An der Liebe Busen sie zu drücken,  
Gab man höhern Adel der Natur,  
Alles wies den eingeweihten Blicken,  
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,  
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,  
Lenkte damals seinen goldnen Wagen  
Helios in stiller Majestät.  
Diese Höhen füllten Oreaden,  
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,  
Aus den Urnen lieblicher Najaden  
Sprang der Ströme Silberschaum.

## Friedrich Schiller «Maria Stuart»

ELISABETH.

Bekannt Ihr endlich Euch für überwunden?  
Ists aus mit Euren Ränken? Ist kein Mörder  
Mehr unterwegs? Will kein Abenteurer  
Für Euch die traurge Ritterschaft mehr wagen?  
– Ja, es ist aus, Lady Maria. Ihr verführt  
Mir keinen mehr. Die Welt hat andre Sorgen.  
Es lüftet keinen, Euer – vierter Mann  
Zu werden, denn Ihr tötet Eure Freier  
Wie Eure Männer!

MARIA *auffahrend*. Schwester! Schwester!

O Gott! Gott! Gib mir Mäßigung!

ELISABETH *sieht sie lange mit einem Blick stolzer Verachtung an*.

Das also sind die Reizungen, Lord Leicester,  
Die ungestraft kein Mann erblickt, daneben  
Kein andres Weib sich wagen darf zu stellen!  
Fürwahr! Der Ruhm war wohlfeil zu erlangen,  
Es kostet nichts, die allgemeine Schönheit  
Zu sein, als die gemeine sein für alle!

MARIA.

Das ist zuviel!

ELISABETH *höhnisch lachend*.

Jetzt zeigt Ihr Euer wahres

Gesicht, bis jetzt wars nur die Larve.

MARIA *vor Zorn glühend, doch mit einer edeln Würde*.

Ich habe menschlich, jugendlich gefehlt,  
Die Macht verführte mich, ich hab es nicht  
Verheimlicht und verborgen, falschen Schein  
Hab ich verschmäht, mit königlichem Freimut.  
Das Ärgste weiß die Welt von mir und ich  
Kann sagen, ich bin besser als mein Ruf.  
Weh Euch, wenn sie von Euren Taten einst  
Den Ehrenmantel zieht, womit Ihr gleißend  
Die wilde Glut verstohlner Lüste deckt.  
Nicht Ehrbarkeit habt Ihr von Eurer Mutter  
Geerbt, man weiß, um welcher Tugend willen  
Anna von Boleyn das Schafott bestiegen.

SHREWSBURY *tritt zwischen beide Königinnen*.

O Gott des Himmels! Muß es dahin kommen!

Ist das die Mäßigung, die Unterwerfung,  
Lady Maria?

MARIA. Mäßigung! Ich habe  
Ertragen, was ein Mensch ertragen kann.  
Fahr hin, lammherzige Gelassenheit,  
Zum Himmel fliehe, leidende Geduld,  
Spreng endlich deine Bande, tritt hervor  
Aus deiner Höhle, langverhaltner Groll –  
Und du, der dem gereizten Basilisk  
Den Mordblick gab, leg auf die Zunge mir  
Den giftgen Pfeil –

[...]

Der Thron von England ist durch einen Bastard

Entweiht, der Briten edelherzig Volk

Durch eine listge Gauklerin betrogen.

– Regierte Recht, so läget Ihr vor mir

Im Staube jetzt, denn ich bin Euer König.

*Elisabeth geht schnell ab, die Lords folgen ihr in der höchsten Bestürzung.*

## Wilhelm Heinrich Wackenroder

aus: *«Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders»*

Von zwei wunderbaren Sprachen und deren geheimnisvoller Kraft

Die Sprache der Worte ist eine große Gabe des Himmels, und es war eine ewige Wohltat des Schöpfers, dass er die Zunge des ersten Menschen löste, damit er alle Dinge, die der Höchste um ihn her in die Welt gesetzt, und alle geistigen Bilder, die er in seine Seele gelegt hatte, nennen, und seinen Geist in dem mannigfaltigen Spiele mit diesem Reichtum von Namen üben konnte. Durch Worte herrschen wir über den ganzen Erdkreis; [...]

Die irdischen Dinge haben wir in unsrer Hand, wenn wir ihre Namen aussprechen; - aber wenn wir die Allgüte Gottes oder die Tugend der Heiligen nennen hören, welches doch Gegenstände sind, die unser ganzes Wesen ergreifen sollten, so wird allein unser Ohr mit leeren Schallen gefüllt und unser Geist nicht, wie es sollte, erhoben.

Ich kenne aber zwei wunderbare Sprachen [...] Sie kommen durch ganz andere Wege zu unserm Inneren, als durch die Hülfe der Worte; sie bewegen auf einmal, auf eine wunderbare Weise, unser ganzes Wesen [...] Die eine dieser wundervollen Sprachen redet nur Gott; die andere reden nur wenige Auserwählte unter den Menschen, die er zu seinen Lieblingen gesalbt hat. Ich meine: die Natur und die Kunst. [...]

Die Weltweisen sind, aus einem an sich löblichen Eifer für die Wahrheit, irregegangen; sie haben die Geheimnisse des Himmels aufdecken und unter die irdischen Dinge in irdische Beleuchtung stellen wollen, [...] Vermag der schwache Mensch die Geheimnisse des Himmels aufzuhellen? [...] Ich ehre sie in tiefer Demut; denn es ist große Gnade von Gott daß er uns diese echten Zeugen der Wahrheit herabsendet. Ich falte die Hände und bete an. -

Die Kunst ist eine Sprache ganz anderer Art als die Natur [...] sie schmelzt das Geistige und Unsinnliche, [...] in die sichtbaren Gestalten hinein, daß wiederum unser ganzes Wesen und alles, was an uns ist, von Grund auf bewegt und erschüttert wird. [...] ich darf es wohl sagen, mein Gemüt mehr gesäubert und meinem inneren Sinne tugendseligere Gesinnungen eingeflößet als Systeme der Moral und geistliche Betrachtungen. [...]

Die Lehren der Weisen setzen nur unser Gehirn, nur die eine Hälfte unseres Selbst, in Bewegung; aber die zwei wunderbaren Sprachen, deren Kraft ich hier verkündige, rühren unsre Sinne sowohl als unsern Geist; [...]

Die eine der Sprachen [...] ziehet uns durch die weiten Räume der Lüfte unmittelbar zu der Gottheit hinauf. Die Kunst aber [...] richtet unsern Blick in unser Inneres, und zeigt uns das Unsichtbare, ich meine alles was edel, groß und göttlich ist, in menschlicher Gestalt. [...]

## **Friedrich Schlegel «Athenäum Fragmente»**

Nr 24. Viele Werke der Alten sind Fragmente geworden. Viele Werke der Neuern sind es gleich bei der Entstehung.

Nr 43. Die Philosophie geht noch zu sehr grade aus, ist noch nicht zyklisch genug.

Nr 63. Jeder ungebildete Mensch ist die Karikatur von sich selbst.

Nr 80. Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet.

### **116. Athenäum-Fragment**

Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennte Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen, und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will, und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisieren, und die Formen der Kunst mit gediegnem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen, und durch die Schwingungen des Humors beseelen. Sie umfaßt alles, was nur poetisch ist, vom größten wieder mehre Systeme in sich enthaltenden Systeme der Kunst, bis zu dem Seufzer, dem Kuß, den das dichtende Kind aushaucht in kunstlosen Gesang. [...] Andre Dichtarten sind fertig, und können nun vollständig zergliedert werden. Die romantische Dichtart ist noch im Werden; ja das ist ihr eigentliches Wesen, daß sie ewig nur werden, nie vollendet sein kann. Sie kann durch keine Theorie erschöpft werden, und nur eine divinatorische Kritik dürfte es wagen, ihr Ideal charakterisieren zu wollen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist, und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide. Die romantische Dichtart ist die einzige, die mehr als Art, und gleichsam die Dichtkunst selbst ist: denn in einem gewissen Sinn ist oder soll alle Poesie romantisch sein.

### **Caroline, geb. Michaelis, verwit. Böhmer, später geschiedene Schlegel und verheiratete Schlegel**

Über ein Gedicht von Schiller, das Lied von der Glocke, sind wir gestern Mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen, es ist à la Voss, à la Tieck, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden.

## Novalis

*aus: «Blüthenstaub»*

Leben ist der Anfang des Todes. Das Leben ist um des Todes willen. Der Tod ist Endigung und Anfang zugleich, Scheidung und nähere Selbstverbindung zugleich. Durch den Tod wird die Reduktion vollendet»

Die Phantasie setzt die künftige Welt entweder in die Höhe, oder in die Tiefe, oder in der Metempsychose [Seelenwanderung] zu uns. Wir träumen von Reisen durch das Weltall: ist denn das Weltall nicht in uns? Die Tiefen unseres Geistes kennen wir nicht. – Nach Innen geht der geheimnisvolle Weg. In uns, oder nirgends ist die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft. Die Außenwelt ist die Schattenwelt, sie wirft ihren Schatten in das Lichtreich. Jetzt scheint es uns freilich innerlich so dunkel, einsam, gestaltlos, aber wie ganz anders wird es uns dünken, wenn diese Verfinsterung vorbei, und der Schattenkörper hinweggerückt ist. Wir werden mehr genießen als je, denn unser Geist hat entbehrt.

Die Welt muß romantisiert werden. So findet man den ursprünglichen Sinn wieder. Romantisieren ist nichts als eine qualitative Potenzierung. Das niedre Selbst wird mit einem bessern Selbst in dieser Operation identifiziert. So wie wir selbst eine solche qualitative Potenzenreihe sind. Diese Operation ist noch ganz unbekannt. Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisiere ich es. – Umgekehrt ist die Operation für das Höhere, Unbekannte, Mystische, Unendliche – dies wird durch diese Verknüpfung logarithmisiert – es bekommt einen geläufigen Ausdruck. Romantische Philosophie. Lingua romana. Wechselerhöhung und Erniedrigung.

*aus: «Hymnen an die Nacht»*

Hinüber wall ich,  
Und jede Pein  
Wird einst ein Stachel  
Der Wollust seyn.  
Noch wenig Zeiten,  
So bin ich los,  
Und liege trunken  
Der Liebe im Schooß.  
Unendliches Leben  
Wogt mächtig in mir  
Ich schaue von oben  
Herunter nach dir.  
An jenem Hügel  
Verlischt dein Glanz –  
Ein Schatten bringet  
Den kühlenden Kranz.  
Oh! sauge, Geliebter,  
Gewaltig mich an,  
Daß ich entschlummern  
Und lieben kann.  
Ich fühle des Todes  
Verjüngende Flut,

Zu Balsam und Aether  
Verwandelt mein Blut –  
Ich lebe bey Tage  
Voll Glauben und Muth  
Und sterbe die Nächte  
In heiliger Glut.

Heinrich von Ofterdingen.

Erster Theil.

Die Erwartung.

Erstes Kapitel

Die Eltern lagen schon und schliefen, die Wanduhr schlug ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenstern sauste der Wind; abwechselnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf seinem Lager, und gedachte des Fremden und seiner Erzählungen. Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches Verlangen in mir geweckt haben, sagte er zu sich selbst; fern ab liegt mir alle Habsucht: aber die blaue Blume sehne ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anders dichten und denken. So ist mir noch nie zu Muthe gewesen: es ist, als hätt' ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinüber geschlummert; denn in der Welt, in der ich sonst lebte, wer hätte da sich um Blumen bekümmert; und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume hab' ich damals nie gehört. Wo eigentlich nur der Fremde herkam? Keiner von uns hat je einen ähnlichen Menschen gesehn; doch weiß ich nicht, warum nur ich von seinen Reden so ergriffen worden bin; die Anderen haben ja das Nämliche gehört, und Keinem ist so etwas begegnet. Daß ich auch nicht einmal von meinem wunderlichen Zustande reden kann! Es ist mir oft so entzückend wohl, und nur dann, wenn ich die Blume nicht recht gegenwärtig habe, befällt mich so ein tiefes inniges Treiben: das kann und wird Keiner verstehn. Ich glaubte, ich wäre wahnsinnig, wenn ich nicht so klar und hell sähe und dächte; mir ist seitdem alles viel bekannter. Ich hörte einst von alten Zeiten reden; wie da die Thiere und Bäume und Felsen mit den Menschen gesprochen hätten. Mir ist gerade so, als wollten sie allaugenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen ansehen, was sie mir sagen wollten. Es muß noch viel Worte geben, die ich nicht weiß: wüßte ich mehr, so könnte ich viel besser alles begreifen. Sonst tanzte ich gern; jetzt denke ich lieber nach der Musik. – Der Jüngling verlor sich allmählig in süßen Fantasien und entschlummerte.

## **Jean Paul «Der Titan»**

### *Prolog*

Aphrodite, Aglaja, Euphrosyne und Thalia sahen einst in das irdische Helldunkel hernieder und, müde des ewig heitern, aber kalten Olympos, sehnten sie sich herein unter die Wolken unserer Erde, wo die Seele mehr liebt, weil sie mehr leidet, und wo sie trüber, aber wärmer ist. [...]

Da beschlossen sie, den Erdenschleier zu nehmen und sich einzukleiden in unsere Gestalt. Sie gingen von dem Olympos herab; [...]

– Aber als sie die ersten Blumen der Erde berührten und nur Strahlen und keine Schatten warfen: so hob die ernste Königin der Götter und Menschen, das Schicksal, den ewigen Zepter auf und sagte: der Unsterbliche wird sterblich auf der Erde, und jeder Geist wird ein Mensch ! –

### *Der Beginn des Romans:*

#### «Erste Jobelperiode

Fahrt nach Isola bella – der erste Freudentag im Titan – der Pasquinos-Götzendiener – Lob der Reichsintegrität – das Moussieren der Jugend – süßes Blutvergießen – die Erkennung eines Vaters – groteskes Testament – deutsche Vorliebe für Gedichte und Künste – der Vater des Todes – Geister-Akt – der blutige Traum – die Schaukel der Phantasie

Jeder Jobelperiode sind die stichwortartigen Hinweise der Handlung vorgesetzt. Das darf durchaus als Leseranleitung oder Leserleitung angesehen werden.

#### 1. Zykel

An einem schönen Frühlingsabend kam der junge spanische Graf von Cesara mit seinen Begleitern Schoppe und Dian nach Sesto, um den andern Morgen nach der borromäischen Insel Isola bella im Lago maggiore überzufahren. Der stolz-aufblühende Jüngling glühte von der Reise und von dem Gedanken an den künftigen Morgen, wo er die Insel, diesen geschmückten Thron des Frühlings, und auf ihr einen Menschen sehen sollte, der ihm zwanzig Jahre lang versprochen worden. Diese zweifache Glut hob den malerischen Heros zur Gestalt eines zürnenden Musengottes empor. In die welschen Augen zog seine Schönheit mit einem größern Triumphe ein als in die engen nördlichen, wovon er herkam; in Mailand hatten viele gewünscht, er wäre von Marmor und stände mit ältern versteinerten Göttern entweder im farnesischen Palast oder im klementinischen Museum oder in der Villa Albani; ja hatte nicht der Bischof von Novara mit seinem Degen an der Seite vor wenigen Stunden bei Schoppen, der zuletzt ritt, nachgefragt, wer es sei? Und hatte nicht dieser mit einer närrischen Quadratur seines Runzeln-Zirkels um die Lippen weitläufig versetzt (um dem geistlichen Herrn Licht zu geben): »Mein Telemach ists, und ich mache den Mentor dabei – ich bin die Rändelmaschine und der Prägstock, der ihn münzt – der Glättzahn und die Plattmühle, die ihn bohrt der Mann, der ihn regelt«?



## Friedrich Hölderlin «Brod und Wein»

### I.

Rings um ruhet die Stadt; still wird die erleuchtete Gasse,  
Und, mit Fackeln geschmückt, rauschen die Wagen hinweg.  
Satt gehn heim von Freuden des Tags zu ruhen die Menschen,  
Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt  
Wohlfrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen,  
Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.  
Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß  
Dort ein Liebendes spielt oder ein einsamer Mann  
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen  
Immerquillend und frisch rauschen an duftendem Beet.  
Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,  
Und der Stunden gedenk ruft ein Wächter die Zahl.  
Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf,  
Sieh! und das Ebenbild unserer Erde, der Mond  
Kommet geheim nun auch; die Schwärmerische, die Nacht kommt,  
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns,  
Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen  
Über Gebirgshöhn traurig und prächtig herauf.

### IX

Ja! sie sagen mit Recht, er söhne den Tag mit der Nacht aus  
Führe des Himmels Gestirn ewig hinunter, hinauf,  
Allzeit froh, wie das Laub der immergrünenden Fichte,  
Das er liebt und der Kranz, den er von Epheu gewählt,  
Weil er bleibet. Vergnügt ist nemlich der in der Wildniß  
Auch. Und süßer Schlaf bleibet und Bienen und Mahl.  
Was der Alten Gesang von Kindern Gottes geweissagt,  
Siehe! Wir sind es, wir; Furcht von Hesperien ists!  
Wunderbar und genau ists als an Menschen erfüllet,  
Glaube, wer es geprüft! nemlich zu Hauß ist der Geist  
Nicht am Anfang, nicht an der Quell. Ihn zehret die Heimath.  
Kolonien liebt, und tapfer Vergessen der Geist.  
Unsre Blumen erfreun und die Schatten unserer Wälder  
Den Verschmachteteten. Fast wäre der Beseeler verbrandt.  
Seelige Weise sehns; ein Lächeln aus der gefangnen  
Seele leuchtet, dem Licht thauet ihr Auge noch auf.  
So lang währt' es. Aber es ruhn die Augen der Erde,  
Die allwissenden auch schlafen die Hunde der Nacht.

## Heinrich von Kleist «Michael Kohlhaas»

Gestern abend habe ich Dir nicht geschrieben, weil es über Michael Kohlhaas zu spät geworden ist (kennst Du ihn? Wenn nicht, dann lies ihn nicht! Ich werde Dir ihn vorlesen!), den ich bis auf einen kleinen Teil, den ich schon vorgestern gelesen hatte, in einem Zug gelesen habe. Wohl schon zum zehnten Male. Das ist eine Geschichte, die ich mit wirklicher Gottesfurcht lese, ein Staunen faßt mich über das andere [...]

*Franz Kafka an Felice Bauer*

Michael Kohlhaas

Aus einer alten Chronik

An den Ufern der Havel lebte, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, ein Roßhändler, namens Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeisters, einer der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit. – Dieser außerordentliche Mann würde, bis in sein dreißigstes Jahr für das Muster eines guten Staatsbürgers haben gelten können. Er besaß in einem Dorfe, das noch von ihm den Namen führt, einen Meierhof, auf welchem er sich durch sein Gewerbe ruhig ernährte; die Kinder, die ihm sein Weib schenkte, erzog er, in der Furcht Gottes, zur Arbeitsamkeit und Treue; nicht einer war unter seinen Nachbarn, der sich nicht seiner Wohltätigkeit, oder seiner Gerechtigkeit erfreut hätte; kurz, die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweift hätte. Das Rechtgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder.

Fräulein Ulrike von Kleist Hochwohlgeb. Zu Frankfurt a. Oder

Ich kann nicht sterben, ohne mich, zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und somit auch, vor allen Anderen, meine theuerste Ulrike, mit Dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Äußerung, die in dem Briefe an die Kleisten enthalten ist laß sie mich zurücknehmen; wirklich, Du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge Dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für Dich aufzubringen weiß. Er suchte und fand für seinen Selbstmord eine Begleiterin, die unheilbar an einem Karzinom erkrankte Henriette Vogel. Mit ihrer Einverständis erschoss Kleist am 21. November 1811 am heutigen Kleinen Wannsee zuerst Henriette Vogel und dann sich selbst.